

Der Kirchentag

Das Magazin

kirchentag.de

Ausgabe 03/2017

Feminismus



Deutscher
Evangelischer
Kirchentag

Radikal lutherisch

Im Porträt: Pastorin Nadia Bolz-Weber

Seid fröhlich in Hoffnung

Interview mit der Generalsekretärin Julia Helmke

Comeback des Feminismus!?

Überholtes Relikt oder entscheidende Zukunftsbewegung

DAS FEST DES GLAUBENS DEUTSCHER EVANGELISCHER KIRCHENTAG



Deutscher Evangelischer Kirchentag – Stuttgart 2015 Dokumente

Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages hrsg. von Silke Lechner, Heide Stauff und Mario Zeißig

648 Seiten und 32 Bildseiten
mit CD-ROM / gebunden
€ 99,00 (D) / € 101,80 (A) / CHF* 125,00
* empf. Verkaufspreis
ISBN 978-3-579-08211-0

Der Dokumentarband versammelt die wichtigsten Bibelarbeiten, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Foren und liturgischen Veranstaltungen des Kirchentages in Stuttgart. Damit ist er eine unerlässliche Hilfe zur Nachbereitung dieses kirchlichen Großereignisses, das sich als Forum für kritische Debatten zu den brennenden Themen unserer Zeit versteht.

Deutscher Evangelischer Kirchentag – Wurzeln und Anfänge

Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages hrsg. von Ellen Ueberschär

304 Seiten / gebunden
€ 19,99 (D) / € 20,60 (A) / CHF* 26,90
* empf. Verkaufspreis
ISBN 978-3-579-08209-7
Auch als E-Book erhältlich

Gegründet wurde der Kirchentag im Jahr 1949. Wer aber hatte die Idee zu einem Kirchentag? Welche Herausforderungen standen am Anfang? Die Wurzeln liegen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, im Widerspruch gegen die deutsche Teilung, in der kirchlichen Erneuerung durch die internationale Ökumene. Persönlichkeiten aus Kirche und Gesellschaft, vor allem Reinold von Thadden, brachten die Idee Kirchentag voran. Wer die Gründerpersönlichkeiten waren und was sie bewirkten, zeigt dieser Band auf. Mit bisher unbekanntem Quellen werden die Anfänge des Deutschen Evangelischen Kirchentages freigelegt.

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



www.gtvh.de



Rauschen – eine Performance in der Zwinglikirche, einer der vier Kulturkirchen des Kirchentages in Berlin.

Liebe Leserinnen und Leser,

Feminismus, der Titel unseres Themenhefts, mag irritieren, doch vor Ihnen liegt ein Magazin, das Themen aufgreift, die auf Kirchentagen immer schon diskutiert werden: Geschlechtergerechtigkeit, feministische Theologie, Menschenwürde und Selbstbestimmung – auch was unterschiedliche Lebensmodelle und Familienkonstellationen angehen. Feminismus als akademische und soziale Bewegung setzt sich für die Gleichberechtigung, Menschenwürde und für eine gerechte Gesellschaft für alle ein.

Doch wie steht es heute um den Feminismus? Antiquiertes Relikt aus einer anderen Zeit oder aktueller denn je, wie die Frauenmärsche in den USA zeigen? Einen Einblick in den Feminismus heute gibt Politikwissenschaftlerin und Journalistin Antje Schrupp. Islamforscherin und Imamin Rabeya Müller, eine der ganz wenigen Imaminnen in Deutschland, geht der Frage des interreligiösen Geschlechterfriedens nach. Und wir diskutieren in unserer Debatte über Sinn und Unsinn alternativer und geschlechtergerechter Liedtexte.

Nadia Bolz-Weber, eine beeindruckende lutherische Theologin und Gründerin einer ganz besonderen Gemeinde in den USA, stellen wir im Porträt vor.

Lensa Gudina, Menschenrechtsaktivistin aus Äthiopien, greift in ihrer Bibelarbeit eine besondere Begegnung von Frauen in der Bibel auf.

Der Kirchentag bietet Raum für Männer und Frauen und ihre vielfältige Lebensgestaltung. Beatrice von Weizsäcker schreibt zur Entscheidung der „Ehe für alle“ und Stefanie Schardien

zeigt auf, wie es um die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in den einzelnen Landeskirchen steht. Gleichstellung fängt aber schon viel früher an, in der Familie. Wer trägt den Löwenanteil an der Hausarbeit und Kinderbetreuung? Und was braucht es, um Beruf und Familie partnerschaftlich zu vereinbaren?

Und es ist eine Magazinausgabe der Anfänge: Wir stellen Julia Helmke, die neue Generalsekretärin des Kirchentages, im Interview vor, die ab sofort mit ihrer neuen Kolumne „Blickwechsel“ das Magazin bereichert.

Mit einem vorfreudigen Blick schauen wir auf den Umzug der Geschäftsstelle von Berlin nach Dortmund und wünschen Ihnen viel Freude bei der Lektüre!

Herzlich,

Britta Jagusch
Redaktionsleiterin

Sirkka Jendis
Chefredakteurin





Inhalt

6 Radikal lutherisch

Im Porträt: Nadia Bolz-Weber, Gründerin der Gemeinde „House for All Sinners and Saints“
Elisabeth Krause-Vilmar



8 Meldungen

- Liederwerkstatt sucht Musikbegeisterte
- Kirchentagsgeschäftsstelle zieht nach Dortmund
- Präsidialversammlung und Präsidium tagen vom 12. bis 14. Oktober 2017

9 Happy End beim Kirchentag

Abschied von Lena Schneider und Constantin Knall
Britta Jagusch

10 Seid fröhlich in Hoffnung

Interview mit Julia Helmke
Britta Jagusch



13 Ein Geist der Toleranz und Freiheit

Die „Ehe für alle“ nimmt niemandem etwas weg
Beatrice von Weizsäcker

15 Segen für alle!

Kirchliche Praxis bei der Segnung gleichgeschlechtlicher Paare
Stefanie Schardien

16 Comeback des Feminismus!?

Überholtes Relikt oder entscheidende Zukunftsbewegung?
Antje Schrupp



18 Debatte

Gendern auf Teufel komm raus – Brauchen geistliche Lieder alternative Textangebote?
Beate Besser und Konrad Klek

20 Kein Frieden ohne Geschlechterfrieden!

Feminismus aus islam-theologischer Perspektive
Rabeya Müller

22 Bibelarbeit

Begegnung schafft Verwandlung
Lensa Gudina

24 Familie der Zukunft

Einblick in ein partnerschaftliches Familienmodell
Sirkka Jendis

26 Blickwechsel

Die neue Kolumne der Generalsekretärin
Julia Helmke

Feminismus und ein Stück weit weiblicher Größenwahn, so beschreibt Niki de Saint Phalle den künstlerischen Antrieb für ihre besonderen Frauenskulpturen.

Impressum Herausgegeben im Auftrag des Vereins zur Förderung des Deutschen Evangelischen Kirchentages e.V. Chefredaktion (verantwortlich): Sirkka Jendis. Projektleitung und Redaktion: Britta Jagusch. Art Direktion: Holger Schäfers Kölledesign. Titel: Holger Schäfers. Redaktionsbeirat: Dr. Christina Aus der Au, Dr. Julia Helmke, Dr. Stefanie Schardien, Dr. Beatrice von Weizsäcker. Druck: Hoehl, Bad Hersfeld. Klimaneutral gedruckt. Weitere Infos unter: <http://cpol.climatepartner.com/11077-1310-1001> Erscheinungsweise: vierteljährlich. Redaktionsanschrift: Deutscher Evangelischer Kirchentag, Magdeburger Str. 59, 36037 Fulda, Tel. 0661 96950-0, Fax 0661 96950-90, E-Mail fulda@kirchentag.de. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. ISSN 1869-0181



epd-bild/Thomas Löhnes

Radikal lutherisch

Gescheitert und berufen, auffällig und fromm, unvollkommen und mutig, Nadia Bolz-Weber, Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika, begeistert und provoziert.

Elisabeth Krause-Vilmar

„Die Frau hat ja ein Mariatattoo!“ Nadia Bolz-Weber fällt auf. Sie ist groß. Sie ist tätowiert. Sie trägt übergroße Ohringe und einen Kurzhaarschnitt und – sie ist Pastorin. Nadia Bolz-Weber beeindruckt. Ihre Sprache ist direkt, ihre Theologie radikal, aber traditionell. Ihr Buch „Zufällige Heilige“ schaffte den Sprung auf US-Bestsellerlisten. In Denver, Colorado, hat sie die Gemeinde „Haus für alle Sünder und Heiligen“ gegründet. Ihre Fangemeinde wächst.

Aufgewachsen ist Nadia Bolz-Weber in einer fundamentalistischen christlichen Gemeinde in Colorado Springs (USA), in ihrer Jugend rebellierte sie gegen die engen moralischen Vorstellungen ihrer Familie. Die Suche nach einer anderen Lebensform führte sie an den Rand der Gesellschaft. Alkohol, Drogen, Sex bestimmten ihr Leben. Erst als Erwachsene fand sie zum christlichen Glauben und zu den Lutheranern. Als ein guter Freund starb, der zu ihrer Gruppe trockener Alkoholiker gehörte, wusste sie: „Ich möchte Pastorin für meine Leute werden.“

Alle sind willkommen

Die 46-Jährige ist heute eine gefragte und bekannte Rednerin. Ihre Gemeinde „House for All Sinners and Saints“ ist attraktiv für Menschen, die sich in der Kirche oft fremd fühlen. Nicht, weil sie in der Gemeinde alles neu erfindet, sondern weil sich in der Gemeinde alles um Wort und Sakrament dreht. Und weil eine Pastorin das Wort stimmig mit ihrer Person verkündigt. Und sie kommen alle: Junge, Alte, Urbane, Vorstädter, Heterosexuelle, Homosexuelle, Transsexuelle, Obdachlose, Firmenanwälte, Evangelikale und Nicht-Christen: All flavours are welcome! Nadia Bolz-Weber hat eine wirklich inklusive Gemeinde gegründet, in der – im Gegensatz zur Gemeinde ihrer Kindheit – Gnade und nicht Moral zählt. Gemeinsam gestalten sie den Gottesdienst und feiern Abendmahl. Nadia Bolz-Weber weiß, dass das Christentum aus Riten lebt und Gemeinschaft braucht: „God gives faith to communities, not to individuals.“

Zur Autorin: Elisabeth Krause-Vilmar ist Pfarrerin in Bad Vilbel und Mitglied in der Präsidialversammlung des Kirchentages und im Zentralausschuss des Ökumenischen Rats der Kirchen.

Unkonventionell traditionell

Ihr unkonventionelles Äußeres lässt eine innovative Theologie erwarten. Dem ist nicht so. Sie ist eine traditionelle Theologin. Wenn Leute sie zum ersten Mal predigen hören, sind sie verwundert: Sie spricht von Sünde und Vergebung, von Tod und Auferstehung, von der Schöpfung aus dem Nichts und vor allem und immer von der Gnade. Sie ist sich gewiss, dass sie nicht aus sich selbst heraus gut und gerecht ist, sondern dass sie auf die Gnade Gottes und ihrer Mitmenschen angewiesen ist: „Und Gnade, echte Gnade, hat es in sich, dass sie piekst. Sie piekst, denn wenn sie echt ist, bedeutet sie, dass wir sie nicht verdienen.“ Das Besondere an Nadia Bolz-Weber ist, dass diese alte Theologie ihren Lebenserfahrungen Worte gibt: „Ich war nicht infolge einer hoffnungsvollen Einstellung und positiven Denkens seit vier Jahren trocken. Das war Gnade.“

Mutig Anstoß erregen

Ihre Predigten sind nie banal. Sie treffen die Erfahrung der Hörenden und eröffnen eine überraschende Perspektive auf ihr Leben und ihre Gottesbeziehung. Sie ist mutig und wagt es, Anstoß zu erregen. Das wird der biblischen Botschaft gerecht und ist erfrischend – gerade, weil viele aus Sorge darüber, zu irritieren, oft ausschließlich tröstliche, aber auch harmlose Aussagen über Gott treffen. In ihrer Bibelarbeit auf dem Kirchentag sagt sie dazu: „Im Evangelium geht es nicht um Ehrbarkeit und Status und Nett-Sein. Im Evangelium gibt es Lieder, die von schwangeren Teenagern gesungen werden. Lieder, die davon handeln, Tyrannen von ihren Thronen zu stürzen.“

Nadia Bolz-Weber stellt ihr Selbst radikal in den Dienst der christlichen Botschaft und erzählt ehrlich von den Brüchen und Schattenseiten ihres Lebens. Sie zeigt sich verletzlich. Sie plädiert dafür, sich – auch als Pastorin – nicht zu verstellen oder vorzugeben, jemand anderes zu sein, als sie ist. Nadia Bolz-Weber ist im besten Sinne authentisch.

Maria als Botin der Gnade

Und was hat es mit dem Maria-Tattoo auf sich, auf das sie auf dem Kirchentag in Berlin angesprochen wurde? „Bilder von Maria erinnern uns an die Gnade Gottes. Maria zeigt uns, wie es aussieht, daran zu glauben, dass wir bereits sind, wie Gott sagt, dass wir sind.“ Maria als Botin der Gnade. Wie auch sonst.



Liederwerkstatt sucht Musikbegeisterte

In der Liederwerkstatt des Kirchentags entstehen alle zwei Jahre neue Lieder rund um Losung und Bibeltexte des nächsten Kirchentags in einzigartiger musikalischer Gemeinschaft. Für die nächste Werkstatt im Januar 2018 im fränkischen Hammelburg sucht der Kirchentag noch bis 15. Oktober Menschen, die gerne Texte und Melodien schreiben und Interesse haben, sich mit den theologischen Inhalten des Kirchentags auseinanderzusetzen. Alle Informationen und ein Bewerbungsformular finden Interessierte unter kirchentag.de/liederwerkstatt.



Geschäftsstelle zieht nach Dortmund um

Ab 15. Oktober werden in der Potsdamer Straße in Berlin die Umzugskartons gepackt. Die verbliebenen rund 25 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Kirchentagsgeschäftsstelle ziehen nach Dortmund, um dort mit der Vorbereitung des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages zu beginnen. Die neue Geschäftsstelle liegt in der Kronenburgallee 7, südöstlich des Innenstadtrings. Das vierstöckige Gebäude war zuletzt Sitz des Dortmunder Hauptzollamts.

Kirchentagsgremien: Losung und neue Mitglieder

Vom 12. bis 14. Oktober tagen Präsidialversammlung und Präsidium des Kirchentages in Fulda. Neben einer Auswertung des Kirchentages in Berlin und Wittenberg stehen auch wichtige Weichenstellungen für die Zukunft auf dem Programm. Beide Gremien wählen neue Mitglieder, und das Präsidium entscheidet über Losung und biblische Texte für den Kirchentag in Dortmund. Bekanntgegeben wird die neue Losung am 16. Oktober in Dortmund.

Happy End beim Kirchentag

Kirchentag ist ohne Lena Schneider und Constantin Knall kaum denkbar. Jetzt verabschieden sich die beiden Geschäftsführenden mit einem besonderen Happy End. Britta Jagusch

Man kennt sie beim Kirchentag nur als Lena und Consti. Seit 2007 sind sie ein Paar und gemeinsam beim Kirchentag hauptamtlich beschäftigt. Für Soziologin Lena, die als Projektmitarbeiterin die Weihe der Dresdener Frauenkirche betreute, ist Köln der erste Kirchentag hinter den Kulissen. Für Consti, der gefühlt hundertste. Schon als Pfadfinder reist er 1993 zum Kirchentag nach München, später wird er Helfer, dann HAKA („Harter Kern“) – einer von rund 300 Ehrenamtlichen, die schon im Vorfeld des Kirchentages anreisen. Während des Studiums der Religionspädagogik lernt er die Geschäftsstelle in Hannover 2005 als Praktikant kennen. Doch ob hundert oder ein Kirchentag – Lena und Consti eint die Leidenschaft für das Großevent, gemeinsam arbeiten sie in der Kölner Geschäftsstelle.

Dann kommt Karneval: „Lebendig, kräftig und schärfer“ geht es nach dem Rosenmontagszug zu. Beim Schunkeln in der Kölner Südstadt wird nicht nur die Liebe zum Kirchentag geweckt. Lena und Consti werden ein Paar, und für beide gibt es seitdem fast nur noch Kirchentag. Seite an Seite erobern sie die Kirchentagsgeschäftsstelle. Lena in der Abteilung Organisation, Consti in der Abteilung Helferdienste. 2009 werden beide in Bremen Teamleiter, 2010 in München Abteilungsleiter, 2011 in Dresden kommen weitere Aufgaben hinzu. Consti übernimmt die Abteilung Infrastruktur, Lena Organisation und Verpflegung.

Als nach Dresden mehrere langjährige Geschäftsführer den Kirchentag verlassen, rückt das Paar nach. „Es war mutig, ein Paar einzustellen“, sagt Lena. „Es war mutig“, dass wir das gemacht haben“, sagt Consti. Viel Verantwortung für die Anfang

Zur Autorin: Britta Jagusch ist Redaktionsleiterin des Magazins „Der Kirchentag“ und arbeitet als Journalistin in Frankfurt am Main.

Dreißigjährigen, die sich in Hamburg den neuen Herausforderungen der

Veranstaltungsorganisation stellen: Sie entwickeln passende Sicherheitskonzepte für den Kirchentag und etablieren im Kirchentagsbetrieb ein neues Führungsverständnis. Mit Begeisterung arbeiten beide unermüdlich am Gelingen des Großereignisses, und auch in der Beziehung ist Kirchentag Thema, beim Zähneputzen und vor dem Schlafengehen. Um auch mal einige wenige Momente ohne Kirchentag zu erleben, steht regelmäßig an den wenigen freien Abenden ein Tanzkurs an.

Von Hamburg geht's nach Stuttgart, im Oktober 2014 kommt Antonin zur Welt, Lena nimmt Elternzeit, die Taufe findet in der Kirchentagsgemeinde statt mit

bescheidenen 180 Gästen. Einen Tag vorher, am 20. März, wird noch heimlich standesamtlich geheiratet. Die große kirchliche Hochzeit ist 2016 geplant, zwischen den Kirchentagen Stuttgart und Berlin. Im Juni 2016 wird Jakob geboren, die Pläne werden neu geschmiedet. Erst kommt der Kirchentag in Berlin und das große Reformationsjubiläum – dann die Hochzeit.



Vorfreude auf den Kirchentag in Hamburg – Lena Schneider und Constantin Knall starteten 2015 als neue Geschäftsführende.

Und jetzt? Nach Jahren des Kirchentagsnomadenleben, und einer gefühlt um zehn Jahre verlängerten Jugend, wie Consti verschmitzt betont, werden beide Ende Oktober den Kirchentag verlassen. „Kleine Kinder und Kirchentag, ständiges Umziehen und Einsätze rund um die Uhr gehen dann doch nicht so gut zusammen“, sagt Lena. Zum Abschied und Neuanfang wird aber noch kirchlich geheiratet und Jakob getauft. Aber nicht einfach so. Ende September wird ein Festwochenende gefeiert, natürlich in Wittenberg. Die Programmpunkte der Hochzeit tragen die Losungsworte der vergangenen Kirchentage. „Da wird auch dein Herz sein“ lädt zum Nachmittag der Begegnung ein, „Von Angesicht zu Angesicht“, werden Traugottesdienst und Taufe stattfinden, „Lebendig und kräftig und schärfer“ soll die Hochzeitsparty werden.

Lena Schneider und Constantin Knall verlassen den Kirchentag mit einem Happy End. Ein Reihenhause wartet in Ravensburg, beruflich geht's zu den Zieglerschen Werken der Diakonie. Die Geschichte der Kirchentagsfamilie geht weiter.



Die Kirchentagslosung von Leipzig 1954 „Seid fröhlich in Hoffnung“ ist der Leitspruch von Julia Helmke. Er zielt die Glocke im Garten des Kirchentagsbüros in Fulda.

Seid fröhlich in Hoffnung

Seit 1. Juli ist Julia Helmke neue Generalsekretärin des Kirchentages. Mit Neugier und Begeisterung startet die promovierte Pfarrerin in ihr neues Amt.

Der Kirchentag – Das Magazin: Knapp drei Monate als Generalsekretärin des Kirchentages liegen hinter Ihnen, was ist Ihr erster Eindruck?

Julia Helmke: Ich bin begeistert, auch wenn der Kopf mir immer noch ganz schön schwirrt ob der Vielfalt des Universums Kirchentag. Die ersten Wochen zeigen mir, wie komplex Kirchentage in der Vorbereitung sind. Beim Blick hinter die Kulissen während des Berliner Kirchentages hat mich beeindruckt, wie viele Menschen sich da zum Teil seit Jahren mit großer Begeisterung und Kompetenz engagieren. Wie langfristig geplant wird, habe ich gemerkt, als es in einem meiner ersten Gespräche, noch gemeinsam mit meiner Vorgängerin Ellen Ueberschär, um den Kirchentag 2027 ging. Und ich habe das Team in Fulda und der Geschäftsstelle kennengelernt, mein Büro und meine Wohnung in Fulda bezogen und nehme täglich viele Termine wahr. Jetzt stehen die Vorbereitungen für den Kirchentag in Dortmund an, und die Auswertung des Kirchentages in Berlin und Wittenberg und der Kirchentage auf dem Weg.

Welche Erfahrungen haben Sie zuvor mit Kirchentag gemacht?

Ich bin zu Kirchentagen gefahren, seit ich 15 Jahre alt bin. Was mich fasziniert hat als Jugendliche, die aus der

bayerischen Diaspora stammt, war zum Beispiel der Markt der Möglichkeiten. Das war eine riesige Horizont-erweiterung, so unterschiedlich kann Glaube und tätiges Handeln gelebt werden. Da bin ich dem Kirchentag für Orientierung dankbar. Auch ehrliche Fragen zu Glauben und Zweifel stellen zu dürfen und in verschiedene Angebote reinzuschmecken, war für mich neu. Kirchentag in dieser Vielgestaltigkeit hat mich auch religiös geprägt. Ob Spiritualität, Gebet, Ökumene oder das Zusammentreffen unterschiedlicher politischer, gesellschaftlicher und kirchlicher Richtungen: Kirchentag bietet diesen weiten Raum des Glaubens und des Miteinanders, das finde ich gesellschaftlich sehr wichtig. Später habe ich mich in Projektleitungen engagiert, zum Beispiel 2009 in Bremen bei den Kulturkirchen.

Kultur stand auch im Mittelpunkt Ihrer Tätigkeit als Kulturbeauftragte der hannoverschen Landeskirche. Was ist Ihnen am Dialog zwischen Kirche und Kultur wichtig?

Was Kirche und Kultur verbindet, sind die großen existenziellen Fragen: Wer bin ich? Woher komme ich? Wo gehe ich hin? Nicht nur als Individuum, sondern auch als Gesellschaft. Kirche kann nie losgelöst von den kulturellen Kontexten existieren, es geht immer um

Inkulturation. Kirche und Kunst können voneinander profitieren. Kunstschaffende stellen Fragen nach dem Sinn des Lebens und halten es aus, keine Antwort zu geben. Fulbert Steffensky sagte dazu: „Der Glaube kann noch einen Schritt weiter gehen, er muss nicht bei der Frage stehen bleiben, sondern kann eine Antwort geben.“ Die Antwort finden wir Christen in den biblischen Texten. Was wir aus dem Dialog mit Künstlerinnen und Künstlern lernen können, ist, nicht vorschnell Antworten zu geben und nur auf das fertige Endergebnis zu schauen, sondern den Prozess des Suchens und Ausprobierens in den Mittelpunkt zu stellen und zu vertrauen. Das ist auch etwas, was beim Kirchentag wichtig ist, den Kompetenzen der Beteiligten vertrauen und miteinander zu schauen, in welche Richtung wir uns gemeinsam entwickeln.

Sie sind auch in der Filmarbeit sehr engagiert, zum Beispiel im Vorstand von Interfilm oder als Jurorin auf Festivals. Was fasziniert Sie am Film?

Das Medium Film bringt meine Seele zum Klingen und eröffnet neue Welten. Es sind Geschichten in bewegten Bildern. Gute Filme sind Seismografen von Gesellschaft, und sie haben oft etwas Prophetisches. Es sind Erfahrungen von Menschen mit dem Göttlichen, die sich im Medium Film manifestieren. Sie zeigen, was gerade dran ist, was ansteht, in der Luft liegt. Gesellschaftliche Strömungen werden in Geschichten gefasst. Filme halten der Gesellschaft den Spiegel vor. Aber Filme sind auch Andachtsraum, wo ich mich selber wiedererkenne mit meinem Wünschen und Sehnsüchten. Sie ermöglichen mir, in andere Realitäten einzusteigen, dienen als Experimentierfeld, und was ich besonders einmalig finde: Sie sind international. Filme aus Afrika können hier verstanden werden, Filme aus Japan in Afrika. Für eine kurze Zeit einzutauchen, in diese andere Realität und verändert aus ihr heraus zukommen, das ist für mich eine Art Transzendenzerfahrung.

Bei so viel Begeisterung – wird es zukünftig mehr Kunst und Kultur beim Kirchentag geben?

Kirchentag ist immer ein Gemeinschaftsprojekt, und kulturelle Ausdrucksformen, wie Musik oder bildende Kunst, waren immer schon Bestandteil von Kirchentagen. Das finde ich wichtig, denn der künstlerische Blick hat

Zur Person:

Julia Helmke leitete von 2005 bis 2015 den Bereich „Kirche im Dialog“ im Haus kirchlicher Dienste in Hannover und war dessen stellvertretende Direktorin. Als Kulturbeauftragte der hannoverschen Landeskirche initiierte sie unter anderem Kulturpreise und einen Fonds für kirchliche Kulturarbeit. Seit 2015 arbeitete sie als Referatsleiterin für gesellschaftspolitische Grundsatzfragen im Bundespräsidialamt und war hier für die Auftritte des Bundespräsidenten bei Kirchen- und Katholikentagen zuständig sowie für die Bereiche Literatur und Film, Kirchen und Religionsgemeinschaften, Gedenken und Engagementpolitik. Die 48-Jährige ist ausgebildete geistliche Begleiterin, ehrenamtlich engagiert in der evangelischen Filmarbeit und lehrt als Honorarprofessorin Christliche Publizistik in Erlangen.

auch immer etwas leicht Chaotisch-kreatives und Widerständiges. Das will ich gern erhalten, es ist eine Kraft, die Energie schenkt und Freude macht. Was ich mir jedoch wünsche, ist, dass Kunst weniger als elitäres Projekt gesehen wird, sondern mehr noch die inhaltlichen Veranstaltungen durchdringt und beides stärker miteinander verknüpft wird. Ich denke da an performative Kunst, die den Charakter des Kirchentages als Bewegung gut widerspiegelt.

Als „Chefin“ des Kirchentages sind Sie auch für die strategische Weiterentwicklung des Kirchentages zuständig. Gibt es Schwerpunkte, die Sie setzen wollen?

»

...

MIR IST ES WICHTIG, DASS DER GUTE KLANG, DER GUTE NAME UND DIE HERAUSGEHOBENE STELLUNG DES KIRCHENTAGES WEITERHIN ERHALTEN BLEIBEN, DAS IST MEIN GRUNDANLIEGEN.

...

«

Es ist eine einzigartige Veranstaltungsform und Bewegung, deren ständigen Wandel ich gern begleiten möchte. Strategisch geht es darum, den Kirchentag langfristig auf eine gute finanzielle Basis zu stellen und ihn so zu gestalten, dass Menschen weiterhin Interesse haben mitzuwirken. Darüber hinaus brauchen wir ein starkes Netzwerk über verschiedenste gesellschaftspolitische Bereiche hinweg, wie es in der Präsidialversammlung der Fall ist. Dass zu pflegen, sehe ich als eine meiner Aufgaben an.

Ansprechbar zu sein und für einen Protestantismus zu stehen, der gesellschaftlich mitwirken möchte. Als Kirchentag brauchen wir aber auch eine starke öffentliche Wahrnehmung, dahinter steckt die Frage: Wie können wir den Kirchentag weiterhin so gut nach außen kommunizieren?

Gleichzeitig erlebe ich einen starken Wunsch nach Transparenz. Die Kirchentagsstrukturen sind nicht leicht zu durchschauen, so können Entscheidungen manchmal intransparent wirken. Daran müssen wir arbeiten. Wichtig ist es auch, als Bewegung dynamisch und elastisch zu

bleiben, um auch kurzfristig auf Themen reagieren können. Wir dürfen kein schwerer Tanker werden, sondern müssen weiterhin ein lebendiges Gegengewicht zu den landeskirchlichen Strukturen bilden. Das Christentum war schon in seinen Ursprüngen eine Bewegung, und der Kirchentag hat sich diese seit bald 70 Jahren erhalten, das möchte ich weiter stärken.



Gibt es Themen, die Ihnen besonders wichtig sind?

Was mir am Herzen liegt, ist die Frage: Wie können wir als Kirchentag Menschen eine Heimat geben, Menschen, die zu uns kommen, aber auch Migrationsgemeinden und Menschen, die in ihrer Gemeinde (k)eine Heimat finden? Wir sind der Deutsche Evangelische Kirchentag, aber was bedeutet das für die Zukunft,

Interviewerin: Britta Jagusch ist Redaktionsleiterin des Magazins „Der Kirchentag“ und arbeitet als Journalistin in Frankfurt am Main.

auch in Richtung Europa? Wie international wollen wir werden? Wie weit uns öffnen, auch

anderen religiösen Gruppen gegenüber? Ein weiteres spannendes Thema ist die Digitalisierung, die wir nicht nur inhaltlich aufgreifen müssen, sondern auch in der Entwicklung neuer Formate.

Ihr Studium der evangelischen Theologie führte Sie unter anderem nach Montpellier und nach Costa Rica – was haben Sie erlebt?

Ich bin neugierig und lerne gern.

»

...

ZUM CHRISTSEIN GEHÖRT FÜR MICH, DIE EIGENE PERSPEKTIVE ZU ERWEITERN UND ZU ERFAHREN, IN WELCHEN KONTEXTEN GLAUBE GELEBT WERDEN KANN.

...

«

In Frankreich habe ich den Protestantismus als Minderheit erlebt, zugleich sehr präsent und lebendig. In Costa Rica habe ich die Befreiungstheologie, die ich im Studium kennengelernt habe, vor Ort wirklich erfahren können, in einem Land, in dem das Lutherische gerade mal ein Prozent ausmacht. Diese Erlebnisse stellten das, was wir als geltend und normal ansehen, immer wieder konstruktiv infrage. Die Erfahrungen helfen mir auch beim Kirchentag: Prüft alles, und behaltet das Gute.

Wie tanken Sie persönlich auf, was gibt Ihnen Kraft?

In aller Bewegtheit brauche ich die Stille und das Gebet. In meiner Ausbildung als geistliche Begleiterin habe ich gemerkt, dass es in der Mitte des Lebens biografisch gut ist, nicht nur in die Höhe wachsen zu wollen, sondern in die Tiefe und mich dort zu verankern. Für mich persönlich ist das der ignatianische Weg und bedeutet ein Verkosten von innen, das stärkt und nährt. Dazu gehe ich immer wieder für einige Zeit ins Kloster. Auftanken kann ich in der Familie, bei gutem Essen mit Freunden, Singen, Tee und Buch auf dem Sofa oder dem zweckfreien Spielen mit meinen beiden Hunden, all das sind Momente der Gnade. Und ich liebe die entspannte Bewegung beim Wandern und Tanzen.

Ihr erster Kirchentag als Generalsekretärin wird Sie nach Dortmund führen, was erwarten Sie?

Erst einmal freue ich mich sehr auf Dortmund, auch weil sich Dortmund sehr auf den Kirchentag freut. Es wird ein kompakter und sichtbarer Kirchentag werden. Dortmund richtet nicht zum ersten Mal den Kirchentag aus und hat richtig Lust, Kirchentag in Stadt und Region zu gestalten, das ist toll. Das Ruhrgebiet ist eine Gegend im Wandel. Die Gesellschaft hat sich verändert und tut es auch heute noch. Dortmund ist ein wenig wie Kirchentag, ein Laboratorium, in dem es auch Spannungen gibt, interkulturell und sozial. Aber es wird viel ausprobiert, wie man diese Spannungen lösen kann. Da bilden sich neue Bündnisse, die etwas bewegen wollen. Kirche ist dabei Teil der bürgerrechtlichen Gesellschaft. Wir freuen uns, mit dem Kirchentag Teil dieses Aufbruchs zu sein und miteinander zu feiern, aber auch Wunden und Wunder anzuschauen.

Kirchentag in fünf Jahren, was wünschen Sie sich?

Ich wünsche mir, dass ein ertragreicher und beflügelnder Ökumenischer Kirchentag in Frankfurt 2021 hinter uns liegt, mit Schritten des Zusammenwachsens in der Ökumene. Ich hoffe auch, dass sich der Gedanke eines Europäischen Kirchentages weiter konkretisiert. Am wichtigsten ist jedoch, dass Menschen immer noch Lust haben, sich beim Kirchentag zu engagieren und diesen als Kraftquelle und weiten Gestaltungsraum erleben. „Seid fröhlich in Hoffnung“ ist mein Leitspruch, der mich beim Gang durch den Garten des Kirchentagshauses in Fulda auf der Glocke stets erinnert.

Ein Geist der Toleranz und Freiheit

Die „Ehe für alle“ nimmt niemandem etwas weg – im Gegenteil: Sie macht aus viel noch mehr.
Beatrice von Weizsäcker

Die Juristerei ist eine nüchterne Angelegenheit. Sie fordert analytisches Denken. Gesetze sind meist etwas spröde. Sie sind, wenn man so will, eine Mathematik der Buchstaben.

Und dann auf einmal – wumm – wird ein Gesetz verabschiedet, das vor Leben nur so strotzt: Der Bundestag beschließt die „Ehe für alle“. Vorbei war es mit der Beherrschtheit. Die Buchstaben fingen an zu tanzen. Die Welt wurde bunt. Die Sesamstraßenfiguren zeigten sich in allen Regenbogenfarben. Die Maus (aus der Sendung mit der Maus) schenkte dem Elefanten ihr Herz (es wird wohl ein Mäuserich gewesen sein). Eine Karikatur zeigte zwei selig lächelnde Priester: „Bayern atmet auf: Die Ehe für alle kommt!“. Es war, als hätte jemanden die Fenster eines verstaubten Dachbodens aufgerissen. Endlich konnte man sehen, welche Kostbarkeiten dort verborgen waren! Endlich würde normal sein, was längst normal ist.

Endlich würde ein Geist wehen, den die Gesellschaft so dringend braucht: ein Geist der Gleichberechtigung und der Verantwortung; ein Geist der Toleranz und der Freiheit – auch von Angst vor Gewalt und Diskriminierung.

Der neue Geist ist ein guter, wenn er hilft, Vorurteile abzubauen und Normalität zu schaffen. Es ist ein juristischer Geist, wenn man so will; einer, der die Basis für all das schafft. Verbindlich für jeden.

Die politische Revolution hatte alle überrascht. Was die einen bejubelten, kritisierten die anderen. Seltsam unfrohe Blüten trieb ihre Missbilligung. In der Bevölkerung, der Politik und der Publizistik. Als stünde das Ende des Abendlandes vor der Tür.

Der Eine fürchtet um die „einzigartige Würde und naturgegebene Befähigung der Frauen, Kindern das Leben zu schenken“. Ein Zweiter wurde von einem Ukrainer gewarnt: „Ihr rottet euch doch selber aus.“

Eine Dritte meint, es gebe „zwei Arten, die Ehe zu vernichten“. Man könne sie verbieten oder „von innen aushöhlen, indem man ihre Privilegien auf andere“ ausdehne. Ein Vierter verkündete: „Ich werde zu keiner Wahl mehr gehen!“.

Auch einige Politiker zogen vom Leder, Ulrich Petzold zum Beispiel: Der CDU-Mann aus Sachsen-Anhalt sah in der „Ehe für alle“ einen Bund buchstäblich „für alle“. Er machte eine „Beistandspflicht“ aus, die es vielfach gebe.

So bestehe sie etwa „zwischen einem Blindenhund und dem Hilfsbedürftigen“.

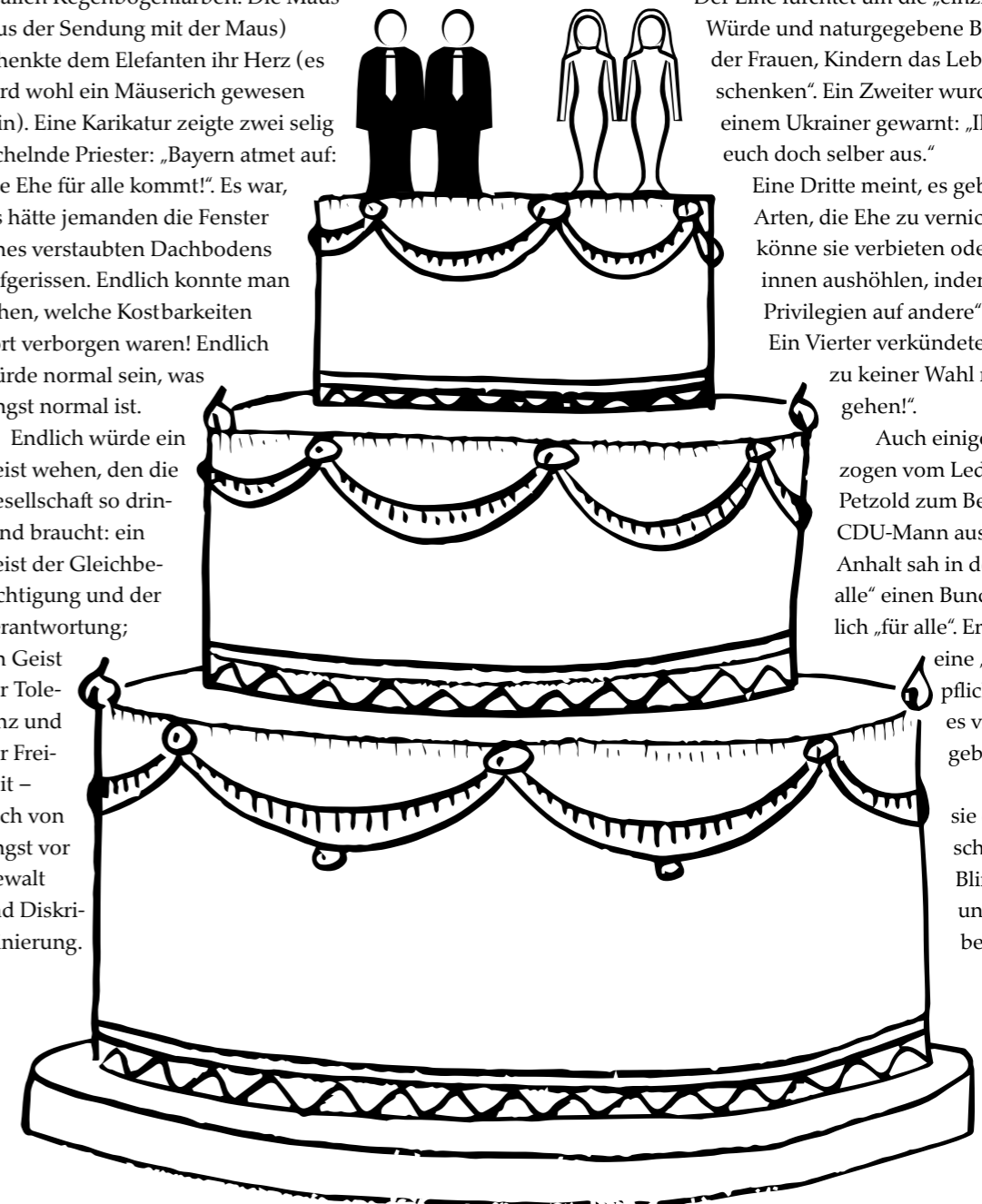


Illustration: Holger Schäfers

Und „selbstverständlich“ auch „zwischen einem nach Deutschland eingereisten Muslim mit einer Hauptfrau und mehreren Nebenfrauen“. Außer Acht lässt Petzold, dass der Begriff „Ehe für alle“ im Gesetz gar nicht steht. Dort heißt es vielmehr: „Die Ehe wird von zwei Personen verschiedenen oder gleichen Geschlechts auf Lebenszeit geschlossen.“

Auch in der Publizistik ging es hoch her. Die „FAZ“ veröffentlichte einen Gastbeitrag, in dem es hieß, Kinder in der Obhut homosexueller Paare würden „zur Ware narzisstischer Selbstbefriedigung“ werden. Und: „Ist es wirklich so abwegig, was manche

Gegner der Homo-Ehe behaupten, dass adoptierte Kinder ungleich stärker der Gefahr sexuellen Missbrauchs ausgeliefert sind, weil die Inzest-Hemmung wegfällt?“ Der Verdacht, dass sich hinter dem Namen des „Philosophen und Psychologen“ ein Pseudonym verberge, bewahrheitete sich schnell – zu grotesk waren die Vorwürfe.

Solche Kritik schadet vor allem sich selbst. Wer offen schwulenfeindlich redet und meint, sich darum hinter einem Pseudonym verstecken zu müssen, darf sich nicht wundern, wenn er nicht ernst genommen wird. Er schürt überdies das Feuer, das homophobe Straftaten entfacht. Und die Zahl der homophoben Übergriffe wächst. Von Januar bis Ende Juli 2017 gab es 130 solcher Straftaten. Im Vorjahreszeitraum waren es 102 gewesen. Das ist beschämend.

Anders ist es mit Kritik, die eigentlich keine sein will, wäre da nur das Wort „Ehe“ nicht. Sie kommt vor allem von Konservativen, die sich gern progressiv geben. Oft gehört (1): „Zu meinem Freundeskreis gehören lesbische und schwule Menschen. Wir haben uns zusammen gefreut, als sie sich das Jawort gegeben haben, und gemeinsam gefeiert wie im Falle einer Hetero-Hochzeit.“ Natürlich gönnt man Homosexuellen auch von Herzen alle Rechte. Oft gehört (2): „Ich bin dafür, sie rechtlich gleichzustellen.“ Doch schwingt da die Befürchtung mit, der Ehe könne etwas weggenommen werden. Oft gehört (3): „Die Ehe verliert ihr Gewicht, wenn sie beliebig wird.“ Oft gehört (4 – krasser): „Vom Gesetzgeber erwarte ich praktische Lösungen für reale Probleme, nicht ideologische Bevormundung.“

Warum reicht eine „Gleichstellung“ nicht? Ganz einfach: Weil es keine ist. Homosexuellen Paaren dieselben Rechte wie Eheleuten einzuräumen, ihnen aber zu verbieten, sich Eheleute zu nennen, ist, als würde man Menschen zweiter Klasse alle Rechte von jenen erster Klasse einräumen, ihnen aber verwehren, auch Menschen erster Klasse zu sein.

Den Kritikern wird nichts genommen. Die Ehe ist nicht weniger wert. Sie wird auch nicht „vernichtet“. Im Gegenteil: Sie wird, wie es die EKD formulierte, „noch einmal unterstrichen“.

Ein solches Bekenntnis ist wichtig. Denn mit dem Gesetz allein ist es nicht getan. Was noch aussteht, ist die gesellschaftliche Akzeptanz. Das zeigt der Exkurs in die Welt der Kritiker. Und die Zahl der homophoben Straftaten. Bewegend schilderte der Chefredakteur der „Welt am Sonntag“, Peter Huth, jüngst die Geschichte seines Großvaters, die hierzu leider noch immer passt:

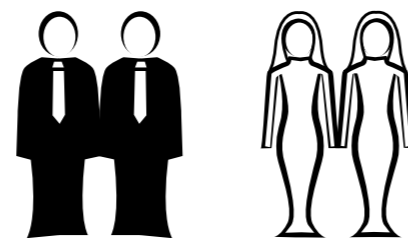
„Mein Großvater war homosexuell. Er war seiner Frau ein guter Ehemann und seinen Kindern ein guter Vater. Er war durch und durch bürgerlich. Angestellter beim Kreis, Mitglied der katholischen Schützenbruderschaft. Eigenheimbesitzer und Kirchgänger.“

Er war mein bester Freund, mein Idol, als ich ein kleiner Junge war. Wir haben viel Zeit miteinander verbracht. Häufig besuchten wir Männer, die er alte Freunde nannte. Ich durfte fernsehen, während mein Großvater und sein Freund sich zurückzogen.

In der Nacht seines Todes rief meine Großmutter bei meinen Eltern an, verzweifelt. Ich verstand nicht, worum es ging, aber selbst mit sechs Jahren merkt man, wenn etwas so dunkel ist, dass es kein gutes Ende nehmen wird. Am Morgen klingelten Reporter, um mit meinem Vater, als konservativem Kommunalpolitiker von lokaler Bekanntheit, über ‚die Sache‘ zu sprechen. Was man mir damals sagte: Opa ist tot. Herzinfarkt.

Sechs oder sieben Jahre später machte ich einen Witz über Schwule. Meine Mutter übergab mir wortlos die Berichte über den Tod meines Großvaters. Er war mit zwei Männern mitgegangen. Doch bei ihnen gab es keinen Sex, sondern Schläge und Raub. Im Bademantel sprang mein Großvater vom Balkon, um zu flüchten. Er brach sich das Schlüsselbein. Doch sein Herz blieb im Krankenhaus stehen, als ihm klar wurde, dass sein geheimes Leben nun öffentlich werden würde.“

Die Juristerei ist eine nüchterne Angelegenheit. Das Leben ist es nicht. Das zeigt auch diese Geschichte. Es ist, wenn man so will, die Melodie der Buchstaben. Mal in Moll, mal in Dur.



Segen für alle!

*Diskussionen um die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare sind nach der Entscheidung der „Ehe für alle“ neu entbrannt – mit unterschiedlichen Auswirkungen. **Stefanie Schardien***

Gibt es einen halben Segen oder Segen „light“? Lässt sich Segen von Menschen qualifizieren, also „zuschneiden“ auf Situationen oder Personengruppen? Wer bestimmt über die Bedeutung des Segens? Merkwürdige Fragen, die sich aber in der gegenwärtigen Diskussion um die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare nahelegen.

Nach der gesetzlich verabschiedeten „Ehe für alle“ dauern die Diskussionen bei den Evangelischen an. Die kirchliche Praxis ist unterschiedlich: Neben wenigen Landeskirchen, die homo-, wie heterosexuellen Paaren die „Trauung“ anbieten, haben die meisten zumindest Raum für die „Segnung gleichgeschlechtlicher Paare“ geschaffen. Die jeweilige gemeindliche Regelung bleibt dennoch zumeist den Kirchenvorständen sowie den angefragten Pfarrern vorbehalten. Nach der langen Geschichte von Ignoranz und Diskriminierung ist dies zweifellos ein Fortschritt und zugleich hoffentlich kein Endergebnis. Denn sowohl die sich daraus ergebende Praxis als auch die theologischen Grundlegungen bleiben problematisch.

Hürden sind weder christlich noch klug

Praktisch finden sich gleichgeschlechtliche Paare in der unsicheren Situation vor, erst eruieren zu müssen, ob eine Gemeinde und ihr Pfarrer oder ihre Pfarrerin ihrem Wunsch nach der Segnung der Partnerschaft nachkommen oder nicht. Angesichts der immer noch viel zu häufigen Diskriminierungserfahrungen gleichgeschlechtlicher Paare und nicht zuletzt auch im Sinne eines inklusiven Gemeindeaufbaus erscheint eine solche Hürde weder christlich noch klug.

Trauung versus Segnung

Wie ist es um das theologische Fundament dieser Praxis bestellt? Manche Landeskirchen und ihre leitenden Geist-

lichen versuchen einen Abstand zwischen der „Segnung“ gleichgeschlechtlicher Paare und der „Trauung“ heterosexueller Paare zu formulieren. Dies funktioniert darum so gut, weil sich in der evangelischen Kirche ein quasi-katholisches Trauverständnis hält. Dass nach evangelischem Verständnis die Trauung letztlich „nur“ eine Segnung ist, überrascht nicht wenige und enttäuscht sogar manche Paare. Die Suche nach der theologischen Unterscheidung zwischen der „Segnung“ und der „Trauung“ erweist sich als kompliziert: Die Formulare für die gottesdienstlichen Abläufe gleichen sich, der öffentliche Rahmen und die vorausgehende gesetzliche Heirat sind in beiden Fällen gegeben.

Zur Autorin: Dr. Stefanie Schardien ist Pfarrerin in der Ev.-luth. Kirchengemeinde St. Michael in Fürth und Mitglied der Präsidialversammlung des Kirchentages.

In der Konsequenz müsste der Segen selbst diesen Abstand begründen oder ihn liturgisch sichtbar machen, womit die einleitenden kuriosen Fragen anstünden. Allerdings: Eine menschlich vorgenommene Qualifizierung verbietet sich theologisch schon deshalb, weil der Segen immer Gottes und nicht menschlichem Handeln zugeschrieben wird. Im Segen wird die persönliche Zuwendung Gottes erfahren, seine stützende, tröstende, schützende Kraft, wohl kaum aber eine je nach persönlicher Qualität zugeeignete Belohnung.

Zuwendung Gottes nicht teilbar

Segen gibt es nicht halbherzig und nicht schiebchenweise. Wenn ein Paar für seine Ehe Gottes Segen erbittet, dann soll dieser Segen die Liebe stützen, Begleitung versprechen und die Lebendigkeit der Beziehung erhalten. Diesen Segen gibt es wohl nur im Ganzen – für alle Paare.



Comeback des Feminismus!?

Von den einen neu entdeckt, von anderen zum Feindbild erklärt. Überholtes Relikt oder entscheidende Zukunftsbewegung: Wie steht es um den neuen Feminismus – auch in der Kirche?

Antje Schrupp

Als die hessische Pröpstin für Rhein-Main, Gabriele Scherle, im März beim Pfarrerinnentag in Frankfurt Bilanz zog, klang das nicht gerade euphorisch: Sie sei heute pessimistischer, was die Situation von Frauen in der Kirche angeht, als bei ihrem Amtsantritt vor elf Jahren. Keine der Pfarrerinnen, Ruheständlerinnen und Vikarinnen im Saal widersprach. Dass es mit der feministischen Eroberung der Institutionen nicht so recht vorwärtsgeht – diesen Eindruck haben viele Frauen.

Strukturen unverändert

Übrigens nicht nur in der Kirche, sondern auch in anderen Organisationen. Ob Parlamente, Vereine, Institutionen: Unterm Strich ist der Frauenanteil wieder rückläufig, es sei denn, es gibt harte Quoten. Die Gründe dafür, warum Frauen und Institutionen nicht wirklich zusammenkommen, sind komplex. Es liegt jedenfalls nicht nur an sexistischer Diskriminierung und geschlossenen Männerbündelein. Es liegt auch daran, dass viele Frauen sich nach vier Jahrzehnten Gleichstellungspolitik so langsam fragen, was das denn überhaupt bringt. Denn, ehrlich gesagt: Allzu viel hat sich an den Strukturen

bisher nicht geändert. Junge Frauen und vor allem Feministinnen überlegen es sich dreimal, ob sie eine Laufbahn innerhalb einer Institution einschlagen möchten. Zumal der Pionierinnengeist längst weg ist: Ja, es war toll, „die Erste“ zu sein, die in eine Männerdomäne vordringt – aber die Fünfte?

Die klassischen Institutionen verlieren ohnehin an Einfluss und Bedeutung. Feminismus schreibt heute ja auch ganz ohne sie große Politik. Längst geht es in der Frauenbewegung nicht mehr bloß um spezielle „Frauenthemen“, sondern um Weltpolitik, um unsere globale Zukunft. Immer öfter versammeln sich soziale Proteste explizit unter dem Banner des Feminismus, ob auf den Demonstrationen gegen Präsident Trump bei den „Women’s Marches“ in den USA im Januar oder bei den Protesten gegen die autoritäre Politik der Regierung vorigen Herbst in Polen. Und während die Parteien in Deutschland immer noch um das Goldene Kalb der Vollerwerbsarbeitsplätze tanzen, haben Feministinnen schon Anfang 2014 die „Care Revolution“ ausgerufen, um mehr Anerkennung für die Sorgearbeit einzufordern.

Vielfältige Interessen und Differenzen

Dabei sind sich auch die Aktivistinnen des Feminismus heute untereinander längst nicht einig – vielleicht der beste Beweis dafür, dass die Bewegung das Stadium eines bloßen Lobbyismus für Fraueninteressen hinter sich gelassen haben und zu einer echten politischen Kraft geworden sind. Es geht nicht länger um eine „bunte Vielfalt“ von Frauen, sondern um echte Differenzen: die Differenz zum Beispiel in Bezug auf Herkunft und Position, denn eine migrantische Reinigungskraft hat eben andere Probleme und Interessen als eine deutsche Managerin, die gerne in einen Aufsichtsrat möchte.

Frauen haben nicht qua Frausein gemeinsame Interessen. Dass sich unter ihnen gemeinsame politische Bündnisse ergeben, ist zwar wünschenswert, aber es versteht sich nicht von selbst. Feministische Politiken – im Plural – sind Gegenstand von Verhandlungen. Denn

Zur Autorin: Antje Schrupp ist Politikwissenschaftlerin und Journalistin, Redakteurin der Zeitschrift „Evangelisches Frankfurt“, Bloggerin und Buchautorin.

Feministinnen unterscheiden sich ja

nicht nur qua sozialer Herkunft, sondern auch dadurch, dass sie politische Fragen unterschiedlich beantworten. Prostitution verbieten oder nicht? Kopftuch verbieten oder nicht? Für Quoten kämpfen oder nicht? Geschlecht als Kategorie ablehnen oder nicht? Auf diese und viele andere Fragen gibt es unterschiedliche und oft auch einander widersprechende feministische Positionen.

Männer als Bündnispartner willkommen

Auch das Verhältnis zu den Männern hat sich verändert, wie überhaupt die Geschlechtergrenzen heute durchlässiger, uneindeutiger, verschwommener geworden sind. Feministische Männer sind als Bündnispartner willkommen, der strenge Separatismus der 1970er-Jahre ist durchlässiger geworden. Das Bewusstsein dafür, dass auch linke, feministische politische Räume von Dominanzen und Ausschlüssen geprägt sind, ist gestiegen. Jedenfalls wird den Männern heute mehr abverlangt, als einfach dafür oder dagegen zu sein. Und für ab und zu den Abwasch machen gibt es keine Kekse mehr.

Die etablierten gesellschaftlichen Institutionen tun sich schwer, diese neue Frauenbewegung in ihre Agenda zu integrieren. Mit „vierte Welle“, „Netzfeminismus“ oder „neuer Feminismus“ kursieren verschiedene, allesamt ungenügende Kategorien. Die Grenzen zwischen „Altem“ und „Neuem“ sind alles andere als eindeutig. Vergeblich pflegen manche Althergebrachten die Illusion,

Feminismus würde bald wieder weggehen, weil das „Frauenproblem“ mit der Gleichstellung doch gelöst sei. Aber das wird nicht passieren. Gerade junge Frauen, die im Bewusstsein ihrer (theoretischen) Gleichberechtigung aufgewachsen sind, reagieren äußerst empfindlich darauf, wenn dieses Bewusstsein in der Realität nicht eingelöst wird. Und es wird in feministischen Debatten immer klarer, dass es nicht darum geht, dass Frauen ein größeres Stück vom Kuchen abkriegen. Sondern dass wir einen ganz anderen Kuchen backen müssen.

Vom Feindbild zur Zukunftsbewegung

Vielleicht ist es deshalb kein Wunder, dass sich die Rechtspopulisten neben dem Islam gerade den Feminismus zum liebsten Feindbild erkoren haben. Ihre Feldzüge gegen „Genderwahn“ und „Feminazis“ haben inzwischen ein Agenda Setting betrieben, dessen Ausläufer weit hinein in den bürgerlichen Mainstream reichen. Die Medien wiederum, die eigentlich ja den Anspruch haben, die Welt zu erklären, halten sich vornehm raus: Auf der einen Seite lassen sie dauernd alte weiße Männer darüber schreiben, was der Feminismus alles falsch macht. Gleichzeitig holen sie sich aber profilierte feministische Autorinnen in die Redaktion: Denn die sind gut vernetzt und bringen Klickzahlen.

Wie es nun weitergeht, ist, wie alle Zukunft, offen. Fest steht aber: So, wie es ist, wird es nicht bleiben. Die politischen und ökonomischen Probleme der Welt sind zu groß, als dass ein „Weiter so“ funktionieren könnte.

Die italienische Feministin Annarosa Buttarelli hat kürzlich geschrieben, es gebe zurzeit nur zwei Bewegungen, die eine politische Erzählung für die Zukunft anbieten: den Rechtspopulismus und den Feminismus. Wohin die Zukunft geht, das wird sich auch daran entscheiden, hinter welche der beiden Bewegungen sich der Rest der Gesellschaft stellt.



Antje Schrupp bei der Interreligiös-feministischen Basisfakultät auf dem Kirchentag in Berlin.



Gendern auf Teufel komm raus – Brauchen geistliche Lieder alternative Textangebote?



Beliebiger Schrecken der Liedgeschichte

Alternativen, die sprachlich kunstvollen und integren Lied-Gestalten Gewalt antun und von Beliebigkeit geprägt sind, haben keinen Mehrwert. **Konrad Klek**

Worin besteht der „Gerechtigkeits“-Mehrwert, wenn der liebe Gott zur Abwechslung feminisiert wird und so die Allerhöchste dabei herauskommt? Ist da nicht eher die Hierarchisierung das Problem? Sollen wir bei den Messvertonungen nun auch „tu sola altissima“ singen?

Das mit der Abwechslung ist wörtlich gemeint. Im Lied Nr. 66 des Liederbuchs „freiTöne“, „Auf, Seele Gott zu loben“, wird vorgeschlagen, die Strophen im Wechsel einmal er, einmal sie zu singen. So aber entgeht frau gewiss nicht dem Ideologieverdacht.

Ist Beliebigkeit als Prinzip religiöser Praxis nicht neue Ideologie – und religionspsychologisch doch wohl völlig daneben?

Ist im Liederheft nicht auch die Wahl der „Lied-Opfer“ beliebig? Paul Gerhardt wird nachhaltig verfolgt, bei der Schlussstrophe von „Du meine Seele singe“ sogar infam

Zum Autor: Dr. theol. Konrad Klek ist Professor für Kirchenmusik und Universitätsmusikdirektor in Erlangen und Präsident der Paul-Gerhardt-Gesellschaft.

ins theologische Gegenteil verkehrt, wenn „zu wenig“ in „nicht zu wenig“ wird. Das mit „mächtigem König“ in der Gerechtigkeitslogik hoch problematische „Lobe den Herren“ – vier Strophen beginnen so! – bleibt ungeschoren trotz „Herr“-Vermeidungsstrategie. Dichter Joachim Neander hat das wohl vorausschauend verhindert, indem er am Anfang doppelt auf „Herren“ reimt. Die sonst gerne in Kauf genommenen Reim-Dissonanzen würden da doch zu sehr auffallen.

Bei neueren Liedern ist erst recht keine klare Linie erkennbar. „Ich sing dir mein Lied“ statt wie sonst in Gesangbüchern üblich „Singt Gott, unserem Herrn“ bringt geschickt den portugiesischen „Senhor“ zum Verschwinden, wechselt dann zwischen männlichem „Hüter“ und „Freundin“. Aufgenommen ist aber ein ganz neues Lied

zum Aaronitischen Segen in klassischer „Der Herr“-Form, wo „Herr“ melodisch auch noch betont wird. Fiel „Bless the Lord“ nicht auf, oder ist es durch strenges Taizé-Urheberrecht geschützt? Bei einigen weiteren Liedern hätte sich die Anrede „Herr“ (u. a. betont im Refrain), unproblematisch durch „Gott“ ersetzen lassen.

Die gewaltsamen, konsequent umgesetzten Liedveränderungen der Aufklärungszeit sind der „Nie wieder“-Schrecken der Liedgeschichte.

Die Gewalt hier gegen sprachlich kunstvolle und integre Lied-Gestalten ist sublim getarnt als „Variationen/Alternativen in gerechter Sprache“ im Fußnotenstatus lediglich. In Liederbüchern sind Fußnoten unpraktikabel, frau und man singt, was unter den Noten steht. Das heißt aber, zur „Gewaltausübung“ mittels Variante muss stets aufgerufen werden. Wird das so nicht erst recht militaristisch: auf an die Frauenfront!?

Wie in der Politik müssen wir die selbst ernannten „Alternativen“ ja nicht wählen! Unter Umständen bestärken sie uns sogar in der Dankbarkeit für die überlieferten Sprachgestalten in ihrer profilierten Einseitigkeit. Aber den Schrecken werde ich nicht los, dass dies mit dem Segen der EKD „Reformationssommer“-kompatibel wurde. Der nächste Winter kommt zum Glück bestimmt.

Variationen spiegeln ein zeitgemäßes Gottesbild

Gendergerechte Angebote sind notwendig, um nicht alte patriarchale Gottes- und Menschenbilder unkommentiert weiterzutransportieren. **Beate Besser**

Das Bedürfnis oder auch die Notwendigkeit, Liedtexte zu ändern, zieht sich durch die ganze Hymnologiegeschichte. „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steure Papst's und Türken Mord“ (EG 193,1) – so heißt es bei Luther im Original. Auch in Philipp Nicolais „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ (EG 70,3) stand ursprünglich „Geuß sehr tief in mein Herz hinein, du heller Jaspis

Zur Autorin: Beate Besser ist Landeskirchenmusikdirektorin in Oldenburg und war Vorsitzende des Projektausschusses für das Liederbuch „freiTöne“ zum Kirchentag 2017.

und Rubin, die Flamme deiner Liebe“. Heute singen wir „du leuchtend Kleinod, edler Stein“. Ohne weiter

auf die theologischen und historischen Hintergründe einzugehen oder weitere Beispiele anzuführen, kann festgehalten werden: Liedtexte wurden schon immer angepasst, sogar ohne einen Nachweis darüber zu führen. Bisher scheint das kein Problem zu sein.

Einen Aufschrei gibt es nun erstaunlicherweise, wo es um (Geschlechter-)Gerechtigkeit und weitere politische Anliegen geht. Worum geht es da wirklich? Denn auch dafür findet sich bereits ein Beispiel im Evangelischen Gesangbuch. In Lied 227, „Dank sei dir, Vater, für das ewige Leben“, steht in der ersten Strophe „Schwestern und Brüder“, wo im Original „alle Brüder“ stand. Eine eindeutige Änderung des Textes.

Was das Liederbuch „freiTöne“ hingegen präsentiert, ist etwas völlig anderes: Dort werden für bestimmte Textpassagen in einigen Liedern Angebote für textliche Variationen gemacht. Diese stehen unter dem vollständigen Lied einschließlich Copyright, sind also eigenständige Bausteine. Es findet kein Eingriff in den Text statt. Ein entscheidender Unterschied!

Dass vor allem gendergerechte Vorschläge gemacht werden, tut bitter not! Das Bild von Gott und den Men-

schen und damit der Welt ist in vielen Liedern so sehr patriarchal und unterwürfig geprägt, dass dies guten Gewissens nicht (mehr) unkommentiert bzw. unvariiert reproduziert werden darf. Es gibt längst ungezählte Christenmenschen, die diese Bilder in Liedern nicht mehr singen können.

Die Textangebote sind der Versuch, beides zusammenzuhalten: den originalen Text und eine Variante. Der Vorteil ist, dass die Angebote auch wieder geändert werden können, denn eine theologische und poetische Weiterarbeit ist nötig und wünschenswert. Bislang liegen nur zu einigen Liedern solche Vorschläge vor. Daher ist das Angebot auch nicht vollständig, und die Auswahl unterliegt bisher keinen bestimmten Kriterien.

Niemand muss, aber alle können diese Angebote nutzen und weiterentwickeln. Niemandem wird etwas genommen, aber vielen etwas gegeben. Das sollte Anlass zu positiven Reaktionen geben! Hier ein Angebot unterbreitet zu haben, ist ein erster Schritt, aber auch das große Verdienst der „freiTöne“!

Hintergrund

Das Liederbuch „freiTöne“ des Kirchentags 2017 sorgte für Aufruhr. In den Medien wurden die alternativen Liedangebote in geschlechtergerechter Sprache kontrovers diskutiert, die „FAZ“ titelte „Genderänder gegen Gott“, und der Verein Deutsche Sprache e. V. wählte die Evangelische Kirche in Deutschland zum Sprachpanscher des Jahres. Neben den „Godspots“ – kostenlosen WLAN Angeboten der Kirchen – zählte zu den angeblichen Sprachverfehlungen auch das Kirchentagsliederbuch freiTöne. Anlass für uns, zwei kirchenmusikalische Fachleute zur Debatte einzuladen.

Kein Frieden ohne Geschlechterfrieden!

Geschlechtergerechtigkeit fordert keine Abkehr vom Religiösen. Der feministisch-interreligiöse Dialog bietet neue Möglichkeiten der geschlechtergerechten Hermeneutik. Rabeya Müller



Grafik: Holger Schäfers

Wenn in einer Gemeinschaft Zusammenleben Erfolg haben soll, ist ein gleichberechtigtes Verhältnis von Frauen und Männern unabdingbar. Dabei steht die Frage nach der Geschlechtergerechtigkeit im Fokus, vor allem, da wir in einer Zeit leben, in der das Wort „Emanzipation“ vielerorts fast schon als antiquiert gilt und/oder als Hindernis betrachtet wird, weil man lieber auf tradierte Rollenklischees zurückgreift. Für diesen Rückgriff wendet das Patriarchat viele Argumentationsstränge an, die mit biologistischen bis hin zu soziologischen Ansätzen begründet werden.

Der Einfluss der Religionen

Obwohl wir in einer Zeit einer allgemein schwindenden offenen Religiosität leben, nehmen die Theologien einzelner Religionen bei der Festlegung der Geschlechterdifferenz einen breiten Raum ein. Dabei wird nicht selten die Schöpfungsordnung (in ihrem patriarchal ausgelegten Format) als Beweismittel angeführt. Vielen unbewusst ist der Einfluss, den dieses traditionelle Geschlechterverständnis seitens der Religionen auch gerade in der säkularen Gesellschaft hat. Ein Blick in die Alltagsrealität belehrt uns eines Besseren. Ob es um die Frage von Frauen

in bestimmten Ämtern oder Führungspositionen geht oder um das sexuelle Selbstbestimmungsrecht, das Patriarchat scheint sich religionsübergreifend einig zu sein und beharrt auf einer Schriftenauslegung, die die Benachteiligung von Frauen auf subtile Weise befördert.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass der Widerstand gegen eine Benachteiligung von Frauen zwar von mehreren Seiten in den gesellschaftlichen Diskurs eingebracht wird, allerdings allzu häufig ohne dass diese Seiten sich gegenseitig in angebrachter Form respektieren, geschweige

denn miteinander kooperieren. Die Religionskritik z. B. in säkularen – feministischen Kreisen der muslimischen Welt hat zu einer gewissen Unver-

söhnlichkeit mit feministisch-theologischen Gruppierungen innerhalb des Islams geführt, da Erstere häufig zur Herstellung der Geschlechtergerechtigkeit eine Abkehr vom Religiösen fordern.

Neue Wege im Islam

Hier setzt die neuere islamisch-feministische Theologie an. Grundlegend hierfür ist die Bewusstmachung, dass die autoritativen Quellen der Religionen nicht zwingend ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis legitimieren. Diese Sichtweise muss nicht nur bewusst gemacht werden, sondern bedarf auch einer Umsetzung in die Praxis. Der Zugang zur Hermeneutik nimmt dabei eine zentrale Stellung ein. Die mittlerweile existierenden akademischen Einrichtungen stützen sich allerdings dabei meist auf die traditionellen Auslegungsformen, wobei häufig außer Acht gelassen wird, dass genau diese ja nahezu ausschließlich vom Patriarchat bestimmt und festgelegt wurden.

Bei öffentlichen Debatten zeigt sich ansatzweise das breite Spektrum der Feminismusdebatte. Allein schon die Begriffsbestimmung wird von der Überlegung geprägt, ob nun von „muslimischen“ oder „islamischen“ Feministinnen die Rede sein soll. Diese Differenzierung muss kritisch betrachtet werden, da sie von der einen Gruppe als von außen aufoktroziert (in diesem Fall von der anderen Gruppe) gesehen wird und der Verdacht naheliegt, dass Frauen, die bei ihrer Argumentation innerhalb des hermeneutischen Denkens über den bisher patriarchal gesetzten Rahmen hinausgehen, in die Nähe von säkularen bzw. religionsfeindlichen feministischen Strömungen gerückt und damit diskreditiert werden. Damit werden diese oft aus dem theologischen Diskurs verdrängt.

Es ist äußerst begrüßenswert, wenn bei religiösen Events nicht stets die „üblichen Verdächtigen“ eingeladen werden, sondern ein breiteres Spektrum der islamischen Seite aufgezeigt, das darstellt, wie muslimische Frauen weltweit ihrerseits neue theologische Pfade beschreiten.

Ein positives Beispiel hierfür ist Frauenrechtlerin Rozana Isa aus Malaysia, die seit einigen Jahren die Sisters in Islam leitet.

Herausforderungen für den interreligiösen Dialog

Diese Ausweitung der Perspektive stellt den interreligiösen feministischen Dialog allerdings vor eine neue Herausforderung, nämlich der, über den eigenen „Tellerrand“ hinauszuschauen und einer multireligiösen Gesellschaft Rechnung zu tragen, auch wenn diese, islamisch gesehen, in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckt.

In Köln hat sich vor vielen Jahren die Arbeitsgruppe FACIT (Feministischer Arbeitskreis Christlicher und Islamischer Theologinnen) gegründet, die gemeinsam das Projekt „Geschlechtergerechtigkeit – interreligiös gedacht“ erarbeitet hat.

Das Projekt versucht eine interreligiöse Hermeneutik auf der Grundlage folgender Leitfragen zu entwickeln:

•

Wie ist das Verhältnis von Männern und Frauen definiert? Welches Frauenbild wird vermittelt?

?

Sind Frauen eigenständig, d. h. materiell unabhängig? Welche materiellen Sicherheiten gibt es für Frauen?

?

Gibt es eine Selbstbestimmung der Frauen, oder sind sie in ihren Lebensentscheidungen von Männern abhängig?

?

Es ist eine stetige Herausforderung, sich mit dem jeweiligen Schrift- und Offenbarungsverständnis und den verschiedenen Zugängen der einzelnen Religionen auseinanderzusetzen. Doch wenn die Beschäftigung mit den jeweiligen Texten auf interreligiöser Basis stattfindet, bietet sich eine Möglichkeit der geschlechtergerechten Hermeneutik, die neue Wege geht. Diese Wege bedeuten auch die Chance, sich nicht den Auslegungen des Mainstreams klassischer Theologie zu beugen, sondern gemeinsam neue Perspektiven zu eröffnen, die klarstellen: Es gibt keinen gesellschaftlichen Frieden ohne Geschlechterfrieden.

Begegnung schafft Verwandlung

Maria und Elisabeth begegnen sich (Lukas 1,39-56) – Auszüge aus der Bibelarbeit von *Lensa Gudina*

Obwohl durch Generationen, kulturelle Identität und Glaube getrennt, teilen Hagar – aus deren Geschichte die Kirchentagslosung „Du siehst mich“ stammt –, Maria und Elisabeth eine Erfahrung. Sie erleben die Macht der Verwandlung durch den göttlichen Blick. Der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Erschaffer von Allem, offenbart sich niederen Frauen.

Elisabeth, die die Narben der Unfruchtbarkeit trägt, verflucht und von der Gesellschaft stigmatisiert, führt ein paradoxes Eheleben. Paradox deswegen, weil die Bibel beschreibt, dass das Leben von ihr und ihrem Ehemann Zacharias von Rechtschaffenheit, Gehorsam und Gebet geprägt, ihnen aber dennoch keine Leibesfrucht beschert ist. Als gehorsam Dienende, die das Gesetz Moses streng befolgten, wären sie aber jedoch genau die richtigen Empfänger aller Segnungen, die für Gehorsam versprochen werden.

Versagte Gerechtigkeit

Elisabeths Leben scheint ein Bild für versagte Gerechtigkeit – sie empfängt Fluch, wo sie Segen verdient. Wie herzerreißend muss es sich angefühlt haben, den Monatszyklus zu zählen, immer auf die Empfängnis zu hoffen. Monate vergehen, Jahre kommen und gehen, doch sie empfängt nicht. Die Spannungen in der Ehe geraten so schlimm, dass sinnstiftende Kommunikation schwierig wird. Wer trägt die Schuld an der Kinderlosigkeit? Bestimmt nicht Zacharias. Männer sind in solchen Gesellschaften nie unfruchtbar. Die Frau muss die Schuld auf sich nehmen.

Doch ein kurzer göttlicher Blick nimmt die lebenslange Verzweiflung und Trauer von ihr. Weinen wird zu Singen, Schande wird zu Stolz. Die einst sprachlose Frau plappert Worte voll des Lobes und der Weissagung. Die,

Zur Autorin: *Lensa Gudina* ist Menschenrechtsaktivistin aus Addis Abeba (Äthiopien) und leitet die *Gudina-Tumsa-Stiftung*.

die sich in Ungnade gefallen sah, nennt sich nun „gebenedeite“. Wenn Gott sieht, zerbricht alle

Monotonie und neue Dinge entstehen – Nachbarn strömen in das einst glanzlose Haus, um das Wunder zu bezeugen, die grausame Knechtschaft des Fluchs kriecht durch die Hintertür hinaus, während Segnungen durch das Tor hereinfluten und das Haus erfüllen. Lob und Weissagung ersetzen tränenreiche Gebete und unendliche Nächte des Wehklagens.

Göttliches Geschehen

Für Maria ist das göttliche Geschehen keine Kulmination von Trauer und Schande wie bei Elisabeth. Vielmehr

führt es die unerfahrene und unvorbereitete junge Frau in unbekanntes Terrain. Marias Lied, das Magnificat, ist das Lied der Zukunft, das Lied der Rettung für die Untergehenden, der Befreiung für die Gefangenen, des Reichtums für die Armen. Es ist eine feierliche Melodie des göttlichen Eingriffs und darüber, wie Gottes Gericht den Lauf der historischen Ungerechtigkeit umkehren wird.

Marias Freude und Ekstase endet dort, im Haus ihrer Cousine Elisabeth. Der Rest ihrer Geschichte kann in den Worten zusammengefasst werden, die Simeon ihr im Tempel gesagt hat: „Durch deine Seele wird ein Schwert dringen“ (Lukas 2,35). Das Schwert beginnt seinen Weg, als sie Jesus, den Sohn des Höchsten, empfängt. Soll sie es geheim halten oder es Familie und Freunden mitteilen? Selbst wenn sie es geheim hielte, würde sie ihr wachsender Bauch verraten. Die unerträglichen hormonellen Veränderungen einer Schwangerschaft, die zu Morgenübelkeit führen, sind schwer zu verstecken. Was wird ihre Mutter sagen, wenn sie es herausfindet? Wie wird sie dem Zorn ihres Vaters begegnen?

Ihre Freundinnen, die wie sie noch Teenager sind, werden sie ausstoßen, ihr Verlobter wird sie verlassen, was mit brutalem Tod durch Steinigung bestraft wird. Eine schreckliche Zukunft steht dieser einsamen jungen Frau bevor. Sie hasst die Nächte, in denen sie von Alpträumen heimgesucht wird, und verbringt viele schlaflose Nächte, in denen sie in die Dunkelheit starrt, während der Rest der Familie friedlich schläft. Bedeutet das, von Gott gesehen zu werden?

Heldinnen des Glaubens

Göttliche Lenkung führt Maria in das Hügelland Judäa, wo ihre betagte Cousine lebt. Das Treffen der beiden Frauen ist unvergleichbar. Zwei einfache Frauen begegnen sich, die nicht in den Geschichtsbüchern verzeichnet sind, ohne königliche Blutlinie, ohne einen Hinweis auf adlige Herkunft oder Heldentaten. Dennoch entzündet ihre Begegnung einen Funken im Himmel und hier auf Erden. Im Moment des Treffens werden sie weltbekannte Prominente des Himmels und Heldinnen des Glaubens. Ihr Besuch verändert nicht nur sie, sondern die Geschichte der Menschheit. Sie werden die Gefäße für die Pioniere Johannes der Täufer und Jesus – die Wegbereiter und die Priester des ewigen Evangeliums.

Während ihrer Lobgesänge finden sie die Gnade und spirituelle Ausdauer für das, was kommt, für Johannes und Jesus – ohne die Buße und Versöhnung, Erlösung und Auferstehung nicht möglich wären. Dort, bei ihrem Besuch, als der Heilige Geist ausgeschüttet wird, werden



Foto: Silke Ross

sie mit der Weisheit ausgestattet, die es braucht, um göttliche Kinder großzuziehen. Kinder, die den Status quo gerne infrage stellen. Kinder, die nicht zögern, die Machthaber zu hinterfragen, die nicht einen Moment zögern, den Tempelwächtern entgegenzutreten und die ewig heuchlerischen Pharisäer zu kritisieren; zwei Kinder, deren Schicksal in brutalem Mord und Kreuzigung endet.

Mehr als Freundschaft

Was bedeutet der Besuch von Maria und Elisabeth für diese Generation? Die Begegnung und Kameradschaft der beiden Frauen ging über persönlichen Trost und Freundschaft hinaus. Die Segnungen ihres Treffens wirkten für Generationen und erfüllten den ewigen Willen Gottes für die Menschheit.

Wir leben in einer technisch fortgeschrittenen Zeit, in der sich die Alternativen zu persönlichen Treffen und Freundschaften vervielfältigen, in der die Medien regieren und das Virtuelle höher geschätzt wird als das Reale. Endlose Informationen überfluten unseren Geist, elektronische Barrieren blockieren unsere spirituellen Augen und hindern uns am Sehen und Gesehenwerden.

Wie kann diese Generation die wunderbaren Gefühle erfahren, die der göttliche Blick des Schöpfers des Universums auslöst?

Christus sagt in Matthäus 18,19-20: „Wenn zwei unter euch einig werden auf Erden, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Besuche unter Brüdern und Schwestern, Freundschaft unter Anhängerinnen und Anhängern Christi bringen den Himmel auf die Erde. Harmonische Beziehungen bringen Christi Gegenwart in unsere Treffen. David hat es wunderschön in Psalm 133 ausgedrückt: Es ist wirklich „fein und lieblich, wenn Brüder und Schwestern einträchtig beieinander wohnen. Es bewegt Gott, sein Salböl großzügig auszugießen, Segen und Leben bis in Ewigkeit“.

Übersetzung: Alexander Matzkeit

Familie der Zukunft

Familie und Beruf zu vereinbaren, ist der Wunsch vieler Eltern. Damit ein partnerschaftliches Familienmodell funktionieren kann, braucht es viele Stellschrauben. *Sirkka Jendis*



Illustration: Holger Schäfers

Der Papa in Vollzeit, die Mama in Teilzeit ist oft noch Standard in deutschen Familien. Dass wir etwas anders machen, habe ich erst gemerkt, als wir schon mittendrin steckten. Bei unserem ersten Kind vor über sechs Jahren nahmen mein Mann und ich nacheinander jeder sechs Monate Elternzeit. Ein ganz pragmatischer Grund waren die vermeintlich besseren beruflichen Aussichten für mich. Ein anderer aber der Wunsch, dass unser erstes Kind uns beide haben soll, wir beide die Zeit mit ihm genießen wollten. Und vielleicht auch eine tief verwurzelte, aber selbstverständliche Übereinkunft: Es ist unser gemeinsames Kind, um das wir uns beide kümmern. Ganz normal also?

Die deutschlandweiten Zahlen des Statistischen Bundesamtes zeichnen ein anderes Bild: 2014 nahmen vier von fünf Männern (79 Prozent) zwei Monate Elternzeit. 87 Prozent der Mütter nahmen die maximale Bezugszeit von zwölf Monaten in Anspruch. Und auch nach der Elternzeit sind die Zahlen eindeutig: Nur bei 6,5 Prozent der Paare mit Kindern arbeitet der Vater in Teil- und die

Mutter in Vollzeit. In weiteren 1,6 Prozent der Fälle arbeiten beide Elternteile Teilzeit. Bei mehr als zwei Dritteln der befragten Paare (67,8 Prozent) ist

entweder nur der Vater erwerbstätig oder der Vater arbeitet in Voll- und die Mutter in Teilzeit. In 13,8 Prozent der Fälle arbeiten beide Eltern Vollzeit.

Dieser Fall sind wir: Heute haben wir zwei Kinder (drei und sechs Jahre), zwei Führungspositionen in Vollzeit, einen Wohnort, mehrere Arbeitsorte.

Für unser Familienmodell entscheidend ist: Wir wollen die Kinder mehrheitlich selbst von Kita und Schule abholen, sie aufwachsen sehen und begleiten. Zweimal in

der Woche hole ich die Kinder ab, die anderen zwei Tage mein Mann. Einen Tag in der Woche übernehmen die Großeltern. Sie unterstützen uns auch an den Wochenenden, wenn für mich Gremiensitzungen oder Vorbereitungstreffen mit Ehrenamtlichen anstehen. Weil unsere Arbeitgeber flexibles Arbeiten möglich machen, können wir Vollzeit arbeiten und uns im Job mit ganzer Leidenschaft einbringen. Wir sind als Paar beide für alle Themen zuständig. Nicht einer hat die Verantwortung und der andere hilft nur mit.

Was uns erfüllt, ist dennoch extrem anstrengend: Der kommunikative Aufwand ist hoch. Die Logistik atemberaubend. Wir haben einen digitalen und einen analogen Familienkalender. Nahezu jeden Abend, wenn die Kinder im Bett sind, arbeiten wir weiter oder kümmern uns um andere Themen der „Familienorganisation“. Das kostet Kraft und ist manchmal zermürbend. Zeit für anderes ist wenig.

Muss das sein? Ich wünsche mir flexible Arbeitszeitmodelle in unterschiedlichen Lebensphasen. Die Möglichkeit, nach einigen Jahren Teilzeit als Frau und als Mann noch Karrierechancen zu haben und in Führungspositionen arbeiten zu können. Denn: Führungspositionen und Teilzeit sind in der heutigen Arbeitskultur oft nur schwer zu vereinbaren. In unserem Wirtschaftssystem steht häufig noch die Maximierung von Leistung und nicht die nachhaltige Förderung von Talenten im Vordergrund. Eltern müssen Zeit mit ihren Kindern haben. Kinder sollten nicht wegorganisiert werden, damit Eltern am Ende noch mehr arbeiten können. Familienleben und Arbeit müssen miteinander funktionieren, nicht gegeneinander.

Dabei sind 24-Stunden-Kitas keine Lösung. Auch Angebote zur Notfallbetreuung können nur im Einzelfall helfen, denn Kinder müssen in einer ihnen bekannten

Umgebung individuell und zuverlässig betreut werden. Nicht alles lässt sich auslagern. Es gibt viele Situationen, in denen Kinder ein Elternteil brauchen, mindestens. Das kann jedoch Mutter ODER Vater sein.

Wenn ich mir etwas für Deutschland in zehn Jahren wünschen dürfte, wünsche ich mir ein positives und weniger dogmatisches Mutterbild. Und verantwortungsvolle Väter, die sich um ihre Kinder kümmern und gesellschaftlich nicht in eine Weichei-Ecke gestellt werden. Eltern wollen ihre Kinder erleben und aufwachsen sehen. Aber sie wollen ihnen zunehmend auch ein Rollenbild vorleben, in dem Aufgaben und Themenzuständigkeit nicht vom Geschlecht abhängen. Deswegen müssen sie in ihrer Erziehungsarbeit durch qualitätvolle aufeinander abgestimmte pädagogische Angebote des Staates und der Gemeinschaft unterstützt werden. Was beispielsweise bringt eine Ganztagschule bis 16 Uhr, wenn gleichzeitig das Basketballtraining im Sportverein weiterhin um 15 Uhr anfängt.

Es geht nicht darum, traditionelle Familienbilder zu verteufeln. Nur werden diese nicht in einem luftleeren Raum gelebt, sondern in einem gesellschaftlichen Klima, das teilweise weiterhin von klassischen Rollenerwartungen dominiert wird. Die Welt der Arbeit und der Kinderbetreuung richtet sich dann auch weiterhin weitgehend nach diesen Lebensentwürfen. Die Entscheidung für ein traditionelles oder partnerschaftliches Familienmodell muss deswegen jede Familie für sich treffen, die Entscheidung sollte aber nicht von wirtschaftlichen Zwängen oder unterschiedlichen Familienkonstellationen abhängig sein, sondern jeder und jedem offen stehen.

Partnerschaftliche Arbeitszeiten aus Kinder- und Elternsicht

Zu arbeiten und Familie zu haben, ist heute Wunsch und Wirklichkeit für die meisten Mütter und Väter in Deutschland. Auch für einen Großteil der Kinder ist es selbstverständlich, dass beide Elternteile berufstätig sind. Dass aber Mütter und Väter vollzeitnah arbeiten und ähnlich viel Zuwendungszeit für Kinder aufbringen, ist eher eine Seltenheit. Familien mit partnerschaftlichen Arbeitszeiten stehen im Mittelpunkt des Forschungsprojektes „Zeit für Familie und Beruf – wie Kinder und Eltern partnerschaftliche Arbeitszeitkonstellationen erleben“ des Bundesfamilienministeriums und des Instituts für sozialwissenschaftlichen Transfer (SowiTra). Die Erkenntnisse aus dem Projekt sind aktuell in einem Kurzbericht erschienen und machen die Erfahrungswelten von Kindern und Eltern anschaulich deutlich. Kinder wie Eltern überzeugen in klarer, unmittelbarer Sprache von einer partnerschaftlichen Vereinbarkeit, die zu einem guten Aufwachsen von Kindern und zu stabilen Familien beiträgt. Darüber hinaus zeigt der Bericht, was Eltern unterstützt, die gewünschte Partnerschaftlichkeit auch umzusetzen: eine gut funktionierende Ganztagsbetreuung für Schulkinder, flexible Arbeitszeitoptionen über das „Entweder-Oder“ von Voll- oder Teilzeitstellen hinaus und eine finanzielle Unterstützung, damit Zeit für Familie nicht vom Geldbeutel der Eltern abhängt.

Kurzbericht zum Projekt „Zeit für Familie und Beruf – wie Kinder und Eltern partnerschaftliche Arbeitszeitkonstellationen erleben“ (2016–2017). *Monitor Familienforschung, Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, Ausgabe 37, August 2017, www.bmfsfj.de*

Vom Doppelpunkt zum Blickwechsel

Mit ihrem letzten „Doppelpunkt“ hat Ellen Ueberschär die Kolumne der Generalsekretärin an mich weitergegeben. Mir liegen „Blickwechsel“ am Herzen, die ich ab jetzt gerne mit Ihnen teilen möchte.



Reale „Blickwechsel“ gab und gibt es schon sehr viele, seitdem ich im Juli angefangen habe, für den Kirchentag zu arbeiten, und ich bin schon jetzt dankbar für die unwahrscheinlich große Zahl von Menschen, die sich engagieren und ihre Zeit, ihre Kompetenzen, ihre Hoffnung, ihren Glauben für die Kirchentagsbewegung investieren und Blicke mit mir wechseln.

Auf einen Blickwechsel folgen zumeist Gespräche, Dialoge, manchmal auch nur eine kurze Geste der Wahrnehmung – alles, was zählt.

Blickwechsel bedeuten für mich ebenfalls, meinen eigenen eingespurten und begrenzten Blick zu verändern, oder wie es der Künstler Francis Picabia einmal ausdrückte: „Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann.“

Kirchentage ermöglichen diese Blickwechsel – auf verschiedensten Ebenen: beim gemeinsamen Singen, Staunen, Unterwegs-Sein, Anregen und Aufregen, Zuhören, Diskutieren und so vielem mehr. Das war im Mai in Berlin und Wittenberg und den Kirchentagen auf dem Weg zu erleben. Denn so ökumenisch wie 2017 war noch kein Kirchentag. Christinnen und Christen aus verschiedenen Ländern, Sprachen und Kulturen kamen zusammen, um miteinander zu feiern, sich zu begegnen, ihre Erfahrungen zu teilen und gemeinsam nach vorne zu denken.

Eindrücklich die Erfahrungen aus dem Zentrum Mittel- und Osteuropa: Wie können Protestanten auf politische Herausforderungen reagieren und agieren, wie können Bündnisse über Grenzen hinweg geschlossen werden, wo stehen noch (imaginäre) Mauern, herrschen Unwissenheit oder Besserwisserei? The „Centre Reformation and Transformation“ zog den Kreis noch weiter.

Menschen aus Nord- und Lateinamerika, Afrika, Asien und Europa haben mit vielen Kirchentagsbesuchern die Frage diskutiert, wie die (historische) Reformation ihre jeweiligen Kontexte geformt und verändert hat, an welchen Stellen heute Reformation(en) nötig sind und zu einer Transformation hin zu mehr Gerechtigkeit und Klugheit beitragen.

Wie wunderbar, dass Menschen der ganzen bewohnten Erde (denn das heißt ja übersetzt Ökumene) zusammenkommen und beim Kirchentag gemeinsam – im wörtlichen und übertragenen Sinne – wohnen und zeigen: Wir gehören zusammen! Wie es weitergeht, und wie gut es weitergeht, das ist auch ein ökumenischer Lichtblick in diesem Reformationsjahr. Sehr vieles ist gesät worden. Gelungen ist das evangelisch-katholische Miteinander. Was auf Kirchentagen als Haltung seit Langem selbstverständlich ist, hat 2017 auf der institutionellen Ebene eine Sichtbarkeit erhalten, über die wir uns einfach nur freuen können.

Der große Buß- und Versöhnungsgottesdienst im März in Hildesheim, verschiedene Vereinbarungen für weitere praktische Zusammenarbeit, unser Ökumenisches Fest als Zeichen gemeinsamer Weltverantwortung, die ersten guten Schritte hin zum dritten Ökumenischen Kirchentag 2021. Das gibt Hoffnung. Und ist ein Zeichen für unsere Gesellschaft, die den Glauben an das, was Menschen verbindet und Grenzen überwindet, dringender denn je braucht. Denn wir leben auf einer gemeinsamen Erde.

Herzlich

Julia Helmke

Es grüßen Dich die Freunde.

3. Johannes 1,15



Werden auch Sie Mitglied im *Verein der Freundinnen und Freunde des Deutschen Evangelischen Kirchentages e.V.*



ClimatePartner[®]
klimateutral

Druck | ID: 11077-1310-1001



Das Magazin wird gedruckt auf Circlesilk Premium White, 100% Altpapier.

Der Kirchentag

... ist mehr als das Treffen alle zwei Jahre, wenn Hunderttausende fünf Tage ein Fest des Glaubens mit Gottesdiensten, Bibelarbeiten und Musik feiern und bei einer Fülle von Veranstaltungen sozi-

ale, ethische, politische und religiöse Themen diskutieren. Kirchentag ist eine Bewegung, die auch zwischen den Großereignissen lebendig ist.

Das Magazin

Was zwischen den Kirchentagen geschieht, was geplant, gedacht und diskutiert wird, beim Kirchentag und in der Gesellschaft, darüber informiert „Der Kirchentag – Das Magazin“ viermal im Jahr aus erster Hand. Abonnieren

Sie das Magazin für 16 Euro jährlich (oder mit Ermäßigung für Einzelne und Gruppen) mit der Abo-Karte an diesem Umschlag.

Weitere Informationen zum Magazin unter www.kirchentag.de/magazin

Der Verein

Der Kirchentag braucht Unterstützung! Werden auch Sie Mitglied im Verein der Freundinnen und Freunde des Deutschen Evangelischen Kirchentages, damit diese große protestantische Laienbewegung auch weiterhin Bestand hat. Gestalten Sie die Zukunft des

Kirchentages mit! Als Mitglied erhalten Sie das Magazin kostenlos zugeschickt. Werden Sie mit der Beitritts-Karte an diesem Umschlag Fördermitglied. Mehr Informationen zum Förderverein unter www.kirchentag.de/freunde